

ANNE SIEGEL



Reykjavík
Blues

ROMAN

EUROPAVERLAG

sich dann in das alte Büro unten neben der Küche, schmeißt den alten Apple Macintosh an, den sie ihren Eltern vor Jahren schenkte. Nur zwei Programme für die digitale Kommunikation befinden sich darauf. Dann, nach ein paar Minuten, wenn das alte Gerät sich hochgefahren hat, trifft sie ihren Geliebten per Videochat. Manchmal sehen sie sich einfach nur an. Lächeln. Jón sitzt, wenn er mit seinem Orchester unterwegs ist, manchmal in anderen Städten, oft aber in seinem großzügigen, geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer im fernen Deutschland. Ein Zimmer, das sie nie besuchte, denn Léo darf Island bis auf Weiteres nicht verlassen.

Manchmal kommt es ihr in den Sinn, dass sie ein Boot nehmen könnte, wenigstens um festzustellen, wie weit sie dann käme. Was, wenn sie die Fähre zu den Faröern oder die in Richtung Grönland bestiege? Würde dann jemand kommen und sie verhaften?

Nur eine Fantasie, denn Léo möchte gerade an keinem anderen Ort sein als in ihrem Elternhaus.

Abends sitzt sie lange vor dem Haus auf dem alten Stuhl, der schon ihrer Großmutter gehörte. Sie sitzt dort und schaut lange in den Himmel oder übers Meer. Sieht den Schwalben und Singschwänen nach und lässt ihre Gedanken kommen und ziehen wie die Atemzüge.

Sie sitzt manchmal noch so da, wenn es längst dunkel ist und der klare Nachthimmel den strahlend lichten Tag ablöste. Wenn die Sterne so dicht scheinen, die Milchstraße von hier zum Anfassen nah scheint und all die Mystik, die ein Leben mitten im Nordatlantik haben kann, sich ihr offenbart.

Seit einigen Wochen empfindet sie zum ersten Mal tiefe Dankbarkeit. Ein Gefühl, das sie lange nicht mehr hatte. Sie hat sich die Dankbarkeit in letzter Zeit wie eine Freundin an die Seite gestellt.

Ich danke dir, denkt sie, wenn sie den Sternenhimmel sieht.

Ich danke dir, bei jedem schönen Essen, das sie selbst kreierte und zubereitet hat. Manchmal sieht sie einfach nur in Ruhe ihre Hände an. Streift mit der einen Hand über die oberen Fingerseiten der anderen, als streichele sie sich selbst, und denkt »danke«, weil ihr diese Hand gegeben ist. Einfach so.

Tiefer Frieden erfüllt sie in diesen Momenten.

Die Gummistiefel hat sie schon lange nicht mehr gegen anderes Schuhwerk eingetauscht. Den Overall trägt sie seit Wochen. Es stört niemanden. Abends schmeißt sie den Einteiler manchmal in die Waschmaschine, und eine Stunde später kehrt sie im Nachthemd zurück in den Wasorraum, steckt ihn in den Trockner, sodass sie ihn am anderen Tag wieder anziehen kann. Die feste Arbeitskleidung gibt ihr Halt und Raum.

Wie viel Zeit sie früher darauf verwandt hat, sich zu überlegen, was sie anzieht, angefangen von der exklusiven Spitzenunterwäsche, die sportiven Slips und bügellosen BHs wick. Sich nicht mehr um Mode kümmern zu müssen ist ihr eine ganz neue Freiheit.

Sie trägt den alten amerikanischen Jeansoverall mit den feinen weißen Streifen mit verschiedenen Gürteln und kombiniert ihn mit bunten Halstüchern. Manchmal schlingt sie die cowboyhaften Tücher um den Hals, manchmal steckt sie sie in eine der Taschen, sodass

das Tuch herausblickt, als sei sie eine verwegene Mechanikerin, die sich im nächsten Moment damit die ölverschmierten Finger nach der Oldtimerreparatur reinigt. Sie mag den rauen Stoff, der manchmal ganz hart ist, wenn sie ihn frisch anzieht und sich unter ihrer Körpertemperatur wie ein warmer, schützender Freund um ihren ganzen Körper legt. Vermutlich würde sie die Vintage-Klamotte sogar, wenn sie die Reißverschlussleiste bis zum Dekolleté hinab öffnete und eine Halskette dazu anlegte, als verruchtes Ensemble in der nächsten Bar tragen können, vielleicht sogar mit High Heels kombinieren.

Aber sie hat nicht einmal das Bedürfnis, weiblich auszusehen, geschweige denn Alkohol zu trinken. Als die Nachbarin sie fragte, was sie gerade so macht, musste Léontine nicht nachdenken: »Detox total.« Die Nachbarin hatte ihr einen Blick zugeworfen, in dem sich Verwirrung und Verstehen mischten.

Alles in ihr entgiftet, nur das schlechte Gewissen ist noch da. Sie lässt die Tage an sich vorüberziehen. Ihr altes Leben war von Hektik bestimmt, ihre Füße berührten kaum mehr den Boden, wenn sie durch die Büros der Bank rannte. Hier, auf dem elterlichen Hof, verbindet sich ihr ganzer Körper wieder mit der Erde. Die Erde, auf der sie als Kind ganze Sommer lang barfuß lief, hat sie wieder aufgenommen.

Und Léontine und Johanna? Die beiden Frauen schweigen manchmal lange und haben einander auf neue Weise schätzen gelernt, erleben die gegenseitige Nähe als Wohltat. Kennen sich Eltern und Kinder je wirklich? Wir kommen einander physisch verbunden auf die Welt und werden uns fremd, sobald die einen das Nest verlassen und die anderen mit den alten Erinnerungen zurücklassen. Erst wenn wir einander viel später als ebenbürtige Erwachsene begegnen können, haben wir die Chance zu echter Begegnung.

Das hier fühlt sich für die verschlossene Léontine langsam wie eine wirkliche Begegnung an.

»Was ist mit dir, mein Liebling?« Vorsichtig streichelt Johanna den Rand der weißen Bandage auf Léontines Kopf.

»Nicht anfassen, Mutter!«

»Aber du stellst so seltsame Fragen. Hingabe. Mensch, was soll ich dazu sagen? Spürst du noch etwas unter deinem Verband? Tut es dir weh? Hat dir die Operation etwa die Gedanken verdreht?«

»Oh, ich habe dir noch gar nicht erzählt, was bei der örtlichen Betäubung passierte, oder?«

Léontine ist am Vortag ein Fibrom, ein gutartiger Tumor, vom oberen Kopf entfernt worden. Ein kleiner Eingriff, angeblich.

»Es war ziemlich scheußlich, Mutter.« Léontine schüttelt sich angewidert dabei. Dann beginnt sie zu lachen. »Stine, die mich operierte, wollte mich bei Laune halten. Sie drückte mir direkt nach der Betäubung die Nierenschale in die Hand, während sie sich an meiner Kopfhaut zu schaffen machte. Der Schnitt knirschte ganz fürchterlich.«

Johanna schüttelt sich bei dem Gedanken.

»Ich schloss die Augen und dann hörte ich einen so lauten Schlag in der metallenen Schale vor mir, dass ich es kaum wagte, die Lider wieder zu öffnen.«

»Du machst Witze.«

»Nein, das Ding war steinhart und sah einer Walnuss verdammt ähnlich. Inklusive der kleinen Rillen darin.«

»Oh, bitte, Léo!« Johanna hält sich kurz die Ohren zu.

»Nein, hör mal: Stine sagte noch: ›Oh, schau nur, was für einen prächtigen kleinen Kerl wir dir rausoperieren.« Sie sagte wirklich Kerl, und dann meinte sie, es sei höchste Zeit gewesen, weil mir das Ding schon beinahe anfang, aufs Hirn zu drücken. Ich muss den Verband noch eine Woche lang tragen, dann werden die Fäden gezogen. In die Stadt fahre ich nachher mit Mütze.«

Sie spürt das Pochen unter dem Verband.

»Du meinst doch nicht etwa, du bist mit Thorsteinn in die Karibik davongelaufen, weil diese Walnuss dir auf den Hirnlappen drückte?«

Léontine grinst herausfordernd.

»Nein, aber lach bitte jetzt nicht, ich glaube wirklich, dass Stine mir meine kriminelle Energie rausgeschnitten hat. Seitdem fühle ich mich viel leichter.«

Das große Küchenfenster gibt den Blick ins Tal frei.

Perfekter Frieden sieht so aus, wie die Landschaft um Johannas Hof: eine Tiefebene, auf der Pferde und Schafe grasen. Weiter hinten zerschneidet der Gletscherfluss die Landschaft. Ihre erste große Aufgabe hatte sie dort unten zu bewältigen, als sie vor sechzig Jahren auf den Hof kam. Ihre erste große Aufgabe als Landarbeiterin hatte darin bestanden, reitend mit einer ganzen Herde Islandpferden an einem langen Schleppseil hinter sich diesen Fluss zu durchqueren.

Ein tückisches Gewässer, das manchmal flach vor sich hin floss und dann wieder, wenn am Gletscher die Schmelze einsetzte, tief und rauschend sein konnte und ganze Teile des Tals in eine riesige Seenlandschaft verwandelte. Sie hatte sich vor seinen Untiefen gefürchtet und die Verantwortung für die Pferdeherde so ernst genommen, dass die Ledertrensen an jenem Tag in ihre Hände schnitten. Dass die Pferde ihren Weg längst kannten, begriff sie erst auf dem Rückweg zurück zum Hof.

Sanft schlängelt der Strom sich in weichen Bögen bis hinunter zum Meer.

Der Himmel ist an diesem Morgen wolkenlos und klar. Am Horizont der Ozean, auf dessen dunkelblauer Oberfläche weiße Schaumkronen tanzen. Zwei Fischerboote pflügen schwer durch die Wellen, tauchen tief inmitten der Schaumkronen ab und dann plötzlich torkelnd wieder aus ihnen auf. Schwärme von Möwen und Sturmtauchern tanzen über ihren vollen Netzen in den Lüften und stürzen immer wieder hinab auf die Meeresoberfläche, um die Reste hinter dem Boot aus dem Wasser zu klauben. Manchmal, an guten Tagen, begleiten Delfine die Boote.

»Mutter, gibst du mir mal gerade das Fernglas, bitte? Ich glaube, da schwimmen sie wieder«

Johanna greift zu dem alten Feldstecher, der seinen festen Platz auf der Küchenanrichte hat, seit sie hier lebt. Neben einem Messer liegen Reste von Engelwurz.

»Nein, doch nicht. Aber gestern sah ich sechs Killerwale dort unten. Sie bildeten einen Kreis und schwammen darin wie ein Kreisel gemeinsam. Das war unglaublich, denn eines der Tiere schleuderte aus der Mitte dieses Strudels riesige Fische an die Wasseroberfläche.«

Johanna lächelt. »Ach, das wird Dorsch gewesen sein. Es gibt gerade riesige Schwärme hier vor der Küste, die wachsen im ersten Jahr einen halben Meter.«

Sie selbst ist tief mit der Natur dieses Ortes verbunden, mit Léontine spricht sie sonst nie darüber, weil sie sich überhaupt nicht dafür zu interessieren schien, seit sie die Farm verlassen hat.

Zig Sturmtaucher, Möwen und Lummen hatten am Vortag ein regelrechtes Fest über den Köpfen der Killerwale gefeiert und fingen mit ihren Schnäbeln das, was die Walherde ihnen als Abfall schenkte. Es war ein Naturschauspiel sondergleichen. Die Geschwindigkeit der im Kreis schwimmenden Meeressäuger hatte die Dorsche offensichtlich hypnotisiert. Anders konnte sich Léo nicht erklären, dass so viele Fische im Kreis in die Luft flogen. Wahrscheinlich waren dies die Reste, die die Wale übrig ließen. In diesen Kreis hinein stießen die Sturmtaucher, die sich aus dem Zirkel der Fische holen konnten, so viel sie wollten.

»Ist es nicht verrückt, Léo, dass die Killerwale im ersten Moment wirken wie die Delfine? Sie sind größer, aber auf den ersten Blick fällt das nicht auf, auch von der Art her, wie die Herden schwimmen «

»Ja, ich musste auch zweimal hinschauen und erkannte sie dann an den weißen Flecken und der größeren Rundung vorn, über dem Kopf. Die Delfine haben schwarze Flecken«

»Stimmt, zumindest unsere hier im Nordatlantik. Sie sind überhaupt dunkler, aber die Orcas, die Schwertwale, gehören biologisch zu den Delfinen. Du hast wahrscheinlich die alte Herde gesehen, die da unten lebt und schon seit ein paar Jahren vor der Küste hier unterwegs ist. Wusstest du, dass die Tiere Jagdtöne ausstoßen und so die Fischeschwärme irritieren, um sie leichter zu fangen?«

»Nein, das wusste ich nicht. Ist ja verrückt.«

»Ja. Sie halten unwiderruflich zusammen. Ihr Familiensinn ist legendär. Eigentlich können wir als Volk gerade viel von den Orcas lernen. Wenn wir ein bisschen mehr von ihrem Gemeinschaftssinn hätten, wäre es selbstverständlicher, gemeinsam anzupacken und den Saustall zu retten, den die Betrüger hinterlassen haben. Dein Jón ist wahrscheinlich ein Orca, wenn er seine Karriere jetzt erst mal für die Politik seiner Heimat an den Nagel hängt. Kommt er heute oder morgen zurück?«

»Er kommt morgen zurück.« Sie seufzt.

Johanna liebt diesen Blick aus ihrem Küchenfenster.

»Weißt du eigentlich, Léo mín, dass mich dieser Blick hier bis zum Horizont als Mensch verändert hat?«

Léo mín, meine liebe Léo. Johanna war im Alter weicher geworden, ihrer Tochter zugeneigter, und die genoss das.

»Wie hat er dich verändert?«

»Ich glaube, auch das hat mit Hingabe zu tun. Der Horizont hier zeigt mir jeden Tag, wie begrenzt wir sind, dass es da noch so viel mehr gibt und dass das alles viel größer ist als das eigene Ego. Für mich geht es nicht um Hingabe, sondern eher um Zuwendung. Liebe ist nichts anderes als Zuwendung. Die kann ich jeder Kreatur geben. Wenn ich an all die Tiere denke, die mein Leben hier in den vergangenen sechzig Jahren begleitet haben.«

Nun hat sie Léontines Aufmerksamkeit.

»Du meinst Winipeg?«

»Ach, Winipeg. Gott hab ihn selig, meinen alten Hengst.«

»Bewusste Hinwendung«, sagt Johanna mit einem Blick auf ihre grasenden Pferde im Tal in die Stille hinein.

»Nein, es geht mehr darum, wie du leben willst. Was du zu lernen bereit bist, indem du dich einem anderen Menschen wirklich anvertraust. Du machst diesen anderen Menschen zur zentralen Gestalt deines eigenen Lebens, gibst ihm Bedeutung. Schätzt ihn, erkennst ihn an als den wichtigsten Menschen in deinem Leben. Dazu gehört, dass du ihn als gleichwertig anerkennt, sonst hast du gar nicht erst das Bedürfnis, dann wäre er ein Objekt für dich. Es geht um wirkliche Verschmelzung zweier gleichwertiger Teile. Ist Jón das für dich?«

»Ich weiß es nicht. Mit Thorsteinn war es vor allem Sex, mit Jón komme ich immer an eine Grenze.«

»Oh, ist er nicht gut zu dir?«

»Doch, Mutter.« Sie stutzt und stammelt. »Symbiose ... Ich weiß nicht ...«

Doch Johanna unterbricht sie.

»Nein, die Symbiose wird immer nur vollkommen falsch dargestellt. Symbiose bedeutet ja gerade, dass beide Teile auch eigenständig sind, aber zusammen etwas ungleich Größeres bilden!«

»Gut, akzeptiert. Also dann diese Grenze ...« Sie muss schlucken. Es fällt Léontine schwer, ausgerechnet mit ihrer Mutter darüber zu reden.

»Ich ... ich habe gerade niemanden, mit dem ich darüber reden kann.«

»Schon gut, Kind. Was für eine Grenze?«

»Ich habe, wenn wir innig zusammen sind, manchmal das Gefühl, an eine Art Tür zu gelangen. Er ist ein toller Liebhaber. Manchmal strengt Jón sich ein bisschen zu sehr an, ich nehme an, weil er es mir recht machen will. Ich lag in den ersten Nächten wie ein Stein neben ihm. Und er, er ist so ... so präsent. Das macht mir Angst. Und das hat mit diesem Moment der Nähe zu tun, ich kann dann nicht mehr entkommen, bekomme fast Atemnot. Und dann sehe ich immer diese eine Tür. Sie ist nicht verschlossen, ich muss nur